

Rezension

Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2017): Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus, oekom Verlag, München, 224 Seiten, 14,95 Euro

Das Novum am Konzept imperialer Lebensweise ist, die Verbindung zwischen Alltagspraktiken und gesellschaftlichen Strukturen von Produktion, Distribution und Konsum ins Zentrum zu stellen. Der Analysefokus liegt zum einen auf der Ressourcen- und Emissionsintensität dieser gesellschaftlichen Verhältnisse, zum anderen auf ihrer Attraktivität und Konsensfähigkeit. Durch diesen breiten Ansatz hat das Konzept einen hohen Erklärungswert für Zusammenhänge zwischen Ökonomie, Ökologie, Politik und Sozialem, zwischen globalem Norden und globalem Süden, zwischen bestimmenden Strukturen und individueller Verstrickung.

Ulrich Brand und Markus Wissen formulieren klar die Ziele ihrer Argumentationsentfaltung: Erstens geht es darum zu untersuchen, wie sich diese Lebensweise, die auf der Inwertsetzung von Mensch und Natur mit den Folgen sozialer Ungleichheit und ökologischer Zerstörung beruht, verallgemeinert hat, zunächst im globalen Norden und dann auch im globalen Süden. Zweitens soll eine radikale Alternative formuliert werden, die über Ansätze nachhaltiger Entwicklung, grüner Ökonomie und ökologischer Modernisierung hinausgeht. Drittens geht es um die Frage, wie das Konzept jenseits seines analytischen und historischen diagnostischen Werts auch als strategisches, auf sozial-ökologische Transformation gerichtetes Konzept wirken kann.

Auf dem Hintergrund des Kolonialismus gelingt es den Autoren, die Verbreitung der imperialen Lebensweise als „innere Landnahme“ in Gesellschaften durchschaubar und ihre Attraktivität nachvollziehbar zu machen. Dies gilt für die Zeit des Fordismus wie für die gegenwärtige Ausbreitung im globalen Süden. Stand im 19. Jahrhundert für die ArbeiterInnenschaft der Kampf um kürzere Arbeitszeiten im Zentrum des Strebens nach einem besseren Leben, war es auf Grundlage des fordistischen Klassenkompromisses die Teilhabe an Güterreichtum durch Konsum. Der globale Süden wurde dabei in (neo)kolonialer und imperialer Weise als Ressource ge- und vernutzt - durch Ausbeutung von Arbeitskräften und Rohstoffen und als Senke zur Externalisierung ökologischer Kosten und Schäden. Die Expansion des Kapitalismus, das Wachstum von Produktion und Produktivität, schien einerseits eine Verbreiterung der Mittelschichten und andererseits die Einbindung von ArbeiterInnen, Gewerkschaften und der neuen Mittelschichten durch Partizipation am Warenwohlstand sicherzustellen. Heute dient die Ausbreitung des imperial erzeugten Konsumismus auch in Schwellenländern wie China als Mittel der inneren Landnahme und des Klassenkompromisses, um soziale Konflikte zu befrieden.

Dazu wird gnadenlos auf fossile Energie, auf unterbezahlte Arbeitskräfte, auf Ressourcenimport und Landnahme, zum Beispiel in Afrika, zurückgegriffen. In Lateinamerika war es der massive Neoextraktivismus, der die Hoffnung weckte, dass ein besseres Leben durch Konsum von Gebrauchsgütern nun für breite Massen möglich werden würde. In allen Beispielen wird deutlich, dass der Staat jeweils eine vermittelnde und absichernde Rolle für die imperiale Produktions- und Konsumformen übernimmt. Deren Krisenhaftigkeit ist jedoch systemisch angelegt: denn die Räume und

Möglichkeiten, die für die Externalisierung von Kosten verfügbar sind, schrumpfen mit der Ausbreitung des Modells in immer mehr Regionen und Länder, teils aber auch aufgrund von Widerstand.

Höchsten Erklärungswert hat das Kapitel über individuelle Automobilität. Das auf Basis der Fließband-Produktionsweise im Fordismus erzeugte und durch das Nazi-Regime verbreitete Modell ist eine Metapher für rücksichtslose Ressourcen- und Emissionsintensität. Es ist ein Herzstück des gesellschaftlichen, klassenübergreifenden Konsens zur imperialen Lebensweise, eben der „automobile Konsens“. Zwar hatte das Auto von Anfang an einen Klassen- und Geschlechtercharakter und war Statussymbol, aber es hatte auch den Anspruch von Egalität: jedem seinen „Volks“wagen. Automobilität schreibt sich auch tief in die Subjektivität von ArbeiterInnen ein. Inzwischen vergrößert der Neoliberalismus den Klassencharakter und die Ungleichheiten, was sich vor allem im Boom der extrem ökologisch schädlichen SUVs zeigt. Hier zeigen die Autoren exemplarisch grundsätzliche Widersprüche dieser Produktions- und Konsumformen auf: Die staatlich geförderte, steigende Nachfrage, beispielsweise unter dem Primat der Jobsicherung durch Abwrackprämien, zwingt zu einem größeren Ressourcenverbrauch, auch wenn das mit dem Etikett ökologischer Modernisierung versehen wird. Aber das grundlegend in den Subjektivitäten verankerte Modell der individuellen Automobilität wird - trotz aller Krisenhaftigkeit - nicht in Frage gestellt.

Die Autoren kritisieren Konzepte der Begründung der Ökonomie und der ökologischen Modernisierung, weil sie kapitalistische Kräfteverhältnisse und Herrschaftsformen ausblenden und Externalisierungen ignorieren. Die Annahme einer Entkopplung des Wachstums von Ressourcenverbrauch führen Brand und Wissen als utopisch vor. Beim grünen Kapitalismus geht es nur um selektive Bearbeitung von Umweltproblemen, um Bezahlung von Ökosystemleistungen und marktgesteuerte Lösungen wie beispielsweise die Bioökonomie mit biogenen Stoffen, Biotechnologien und neuen Wertschöpfungskreisläufen. Dabei werden Markt und Staat als neutral unterstellt statt ihre Herrschaftsförmigkeit in Betracht zu ziehen. Brand und Wissen stellen die immergute Frage, wer von solchen Strategien profitiert - jenseits des in den Mainstream-Diskursen populären Win-Win-Mechanismus. Das sind vor allem die Wirtschafts- und politischen Eliten, aber auch die „globalen Mittelschichten“.

Doch welche strategischen Orientierungen folgen aus der exzellenten Analyse und treffenden Kritik? Darauf kann es aufgrund der Komplexität der Herrschaftsverhältnisse, der Verflechtung von Strukturen und individuellem Handeln sowie der Vielzahl von gesellschaftlichen AkteurInnen keine einfachen Antworten geben. Im letzten Kapitel geht es um die Konturen einer anderen, solidarischen Lebensweise als Gegenmodell zum imperialen Konsens.

Ein Grundsatz der Autoren ist das Beharren auf der Vielfältigkeit und Vieldimensionalität von Veränderungsansätzen. Notwendige Schritte sind das Politisieren gesellschaftlicher Strukturen und des Besitz- und Konsumindividualismus als ökologisch zerstörerisch und sozial ungerecht und spalterisch. Die imperiale Rücksichtslosigkeit kann jedoch nicht ohne eine Deprivilegierung von Eliten zurückgedrängt werden. Eine andere Logik wie die von Sorge und Versorgung muss an die Stelle des Dogmas von Verwertung und Profit treten. Eine Politisierung der imperialen Lebensweise ist auch notwendig, um zu demokratischen Entscheidungen zu

kommen, was notwendig und was genug ist, welches Wachstum gesellschaftlich wünschenswert und unter den gegebenen Umständen sozial-ökologisch zu verantworten ist. Dazu gehört ein Paradigmenwechsel der gesellschaftlichen Normen von Wohlstand und Konsum sowie des individuellen Verhaltens und Wünschens. Klugerweise verzichten die Autoren jedoch auf moralische Appelle an die KonsumentInnen, Suffizienz zu erlernen.

Insgesamt könnten die Autoren ihren Ansatz im Unterschied zu den Protagonisten eines begründeten Kapitalismus noch stärker profilieren: es geht nicht nur darum, den schlimmsten Auswüchsen imperialer Produktions- und Alltagsverhältnisse Halt zu gebieten und Räume für Suchprozesse nach Alternativen zu öffnen, sondern ihnen insgesamt gegenzusteuern. Wie lässt sich die strukturelle und individuelle Wettbewerbs- und Wachstumsbesessenheit knacken? Hier verschwimmen die Konturen alternativer Lebensweisen an den Rändern. Beim Weiterarbeiten an den genannten strategischen Ansätzen ist es notwendig, Machtverhältnisse immer wieder konkret zu benennen und zu skandalisieren; nicht nur, um sich von den selektiven Lösungsmechanismen der ökologischen Modernisierung zu unterscheiden, sondern vor allem, um darauf zu verweisen, dass alle Produktions- und Lebensweisen umkämpft sind und ein Zurückdrängen imperialer Strategien nicht ohne Konflikte erfolgen wird. Hier öffnet sich viel Raum für Debatten und eine Konkretisierung der Konturen.

Uwe Hoering/Christa Wichterich